

VERBRECHEN IN BERLIN

REGINA STÜRICKOW



32 HISTORISCHE
KRIMINALFÄLLE
1890-1960

ELSENGOLD





REGINA STÜRICKOW

Verbrechen in Berlin

32 HISTORISCHE
KRIMINALFÄLLE
1890-1960

Kapitel I

Verbrechen im Kaiserreich

Einleitung	12–17
Fluchtpunkt Brasilien	18–23
Ein Diener feiner Leute	24–27
Soldat für einen Tag	28–31
Die Tote im Reisekorb	32–37
Tödliche Geschäfte	38–41
Mord im Hotel Adlon	42–47

Kapitel II

Verbrechen zur Zeit der Weimarer Republik

Einleitung	50–55
Der Mörder aus dem Café des Westens	56–61
Der Schlächter vom Schlesischen Bahnhof	62–65
... und immer wieder nasse Fische	66–69
Die Steglitzer Schülertragödie	70–75
Die Gangsterschlacht	76–79
Das Phantom vom Mercedes-Palast	80–83
Der BVG-Lohnraub	84–89
Die Brüder Sass	90–93
Horst Wessel – Kult und Wahrheit	94–97
Politische Morde im Berlin der Weimarer Republik	98–103



Kapitel III

Verbrechen im Dritten Reich

Einleitung	106–111
Die Entführung des Fabrikanten Schlesinger	112–117
Die Autofallenbande	118–121
Raubmord am Kurfürstendamm	122–125
Tod im Taxi	126–129
Lucies letzter Kunde	130–133
Wenn Liebe blind macht	134–139
Tod in der S-Bahn	140–145
Der Fall Vera Korn	146–151
Der doofe Bruno	152–155

Kapitel IV

Verbrechen in der Nachkriegszeit

Einleitung	158–163
Das Millionending	164–167
Der Todesengel	168–173
Der Mörder hat den Schlüssel	174–179
Die Gladowbande	180–185
Der Liebesknochenmord	186–191
Der König von Kreuzberg	192–195
Die Hertie-Knacker	196–201
Vorwort	7
Literatur und Quellen	203–205
Bildnachweis	206
Impressum	207



MA 131
Machtung!

Barbier= u. Friseurgeschäfte!

Am 2. Januar d. J. ist im Hotel Adlon Unter den Linden der Geldebrieffräger Lange von einem in dem Hotel unter falschem Namen wohnenden Gast ermordet und beraubt worden. Der Täter wird beschrieben als ein Mann ungefähr Ende der 30er Jahre alt, mittelgroß und schwarzem Vollbart. Da anzunehmen ist, daß der Täter sich den Bart am 2. Januar oder später hat abnehmen lassen, wird gebeten, etwaige zweckdienliche Angaben an die Mordkommission im Polizeipräsidium Berlin gelangen zu lassen.

Berlin, den 15. Januar 1919.

Polizeipräsidium Berlin.

Kriminalpolizei.

Vorwort

„Jede Stadt hat eine offizielle Seite und eine inoffizielle, und es erübrigt sich, zu sagen, dass die letztere die interessantere und für das Verständnis eines Stadtwesens aufschlussreichere ist. [...] Wer Erlebnisse sucht, Abenteuer verlangt, Sensationen erhofft, der wird im Schatten gehen müssen“, schreibt Curt Moreck in seinem „Führer durch das ‚lasterhafte‘ Berlin“ aus dem Jahre 1931. Denn, auch das schreibt Moreck: „Die im Schatten Wandelnden haben immer Sehnsucht nach dem Licht, aber die im Licht Wandelnden haben immer Sehnsucht nach dem Schatten. Nur die Art dieser Sehnsucht ist verschieden.“

Schon zur Kaiserzeit lechzten die Bürger nach Kriminalgeschichten. Polizei- und Prozessberichte füllten die Zeitungsspalten und steigerten die Auflage. Die Namen der ermittelnden Kriminalkommissare waren in aller Munde. Die Hautevolee fand ihr Vergnügen daran, eine Nacht in den Kaschemmen der Unterwelt zu verbringen. Das waren in erster Linie die Lokale in der Spandauer Vorstadt, dem sogenannten Scheunenviertel. Neugierigen wurde jedoch dringend geraten, um die „wirklichen“ Verbrecherspelunken rund um den Schlesischen Bahnhof (heute Ostbahnhof) doch lieber einen großen Bogen zu machen.

Die hier gesammelten 32 Kriminalfälle führen in das „dunkle“ Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Es ist ein anderes Berlin – nicht das Berlin des wilhelminischen Poms der Jahre vor der Wende zum 20. Jahrhundert, sondern das Berlin der Gestrandeten und Gescheiterten. Es wird erzählt von den unbedarften Mädchen aus der Provinz, die ohne Geld, aber reich an Illusionen am Schlesischen Bahnhof aus dem Zug steigen, in der Hoffnung, bei reichen Leuten eine gut bezahlte Anstellung als Dienstmädchen zu bekommen. Die erträumte Stellung finden sie zwar nicht, dafür aber einen netten Herrn, der ihnen eine warme Mahlzeit und ein Dach über dem Kopf verspricht. Die Sache geht oft böse aus.

Nicht Sensationslust veranlasst den Historiker, sich in die Akten der Kriminalpolizei früherer Epochen zu vertiefen, sondern die sozialgeschichtliche Bedeutung dieser Archivalien. Sie geben nicht nur Aufschluss über den Wandel der Ermittlungsmethoden der Polizei, sondern vielmehr noch einen

authentischen Einblick in die Lebenswelten vergangener Zeiten. Beschuldigte oder Zeugen geben nicht nur zu Protokoll, was sie gesehen oder gehört haben, sie erzählen von ihren Aktivitäten am Tag und ihren Lebensumständen. Vor allem die Täter geben oft detaillierte Schilderungen ihres vergangenen Lebens und der Umstände, die zur Tat führten. Schon in der wilhelminischen Zeit haben Polizeifotografen den Tatort aus den verschiedensten Perspektiven abgelichtet. So erfahren wir aus einer authentischen Quelle, wie die „kleinen Leute“ gelebt haben. Ein Leben, das uns heute ärmlich erscheint, ein Leben geprägt von Entbehrung, und blanker Not – und nicht selten von Kriminalität.

Vorwiegend sind es Mordfälle, die uns hier beschäftigen werden. Doch die Motive unterscheiden sich grundlegend: Habgier, Eifersucht, enttäuschte Liebe, Mord im Affekt, Sexualmord, ja auch der politische Mord kommt in „Verbrechen in Berlin“ vor. Die meisten der hier behandelten Fälle sind in den Aktenbeständen des Landesarchivs Berlin dokumentiert. Den verantwortlichen Kriminalbeamten sowohl der Kaiserzeit als auch der Weimarer Republik und der NS-Zeit schienen in erster Linie die Mordakten der Aufbewahrung würdig. Seinerzeit dienten sie „Lehrzwecken“, also der Ausbildung künftiger Kriminalbeamter. Nur ein Teil der Polizeiakten aus dem alten Polizeipräsidium am Alexanderplatz ist erhalten geblieben: authentische Zeugnisse der Polizeiarbeit vergangener Zeiten.

Ohne die Hilfe vieler und ihren Einsatz wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Zunächst gilt der Dank den Mitarbeitern des Landesarchivs Berlin, die unermüdlich Archivalien herbeigeschafft und Zeitungsjahrgänge geschleppt haben. Insbesondere danke ich Bianca Welzing-Bräutigam für ihre Unterstützung. Mein besonderer Dank gilt der Leiterin der Polizeihistorischen Sammlung Berlin, Dr. Bärbel Fest, für wertvolle Hinweise und Tipps und für ihren Einsatz, was die Beschaffung von Fotomaterial betrifft.

Der größte Dank gebührt aber meinem Verleger Dr. Dirk Palm für seine unermüdliche Geduld, die kritische Durchsicht und Korrektur des Manuskripts, für seine hilfreichen Hinweise und Ergänzungen.

Regina Stürickow





Ein Tatort mitten in Berlin: In diesem Zimmer wurde Martha Franzke, die „Tote im Reisekorb“, 1916 ermordet.



VERBRECHEN IM KAISERREICH



Berliner Polizeirevier, um 1906



Die Berliner sind empört, die Presse entrüstet sich, und im November 1871 nimmt sich die Stadtverordnetenversammlung des Themas an, das seit Wochen in der Öffentlichkeit debattiert wird: der Sicherheit der Bürger. Keinen Steinwurf vom Schloss entfernt herrsche weniger Schutz und Sicherheit für die Bevölkerung „als in den verrufensten und entlegensten Winkeln von London“, schreibt eine zeitgenössische Gazette. Nun sollen angesichts der „mindestens 40 000, die sich hier von Diebstahl, Raub und Unzucht“ ernähren, Maßnahmen ergriffen werden. Das Ergebnis: Anfang 1872 beschließt das preußische Abgeordnetenhaus, die Königliche Schutzmannschaft von 255 auf 1543 Personen zu erhöhen.

Berlin wächst um 1900 rasant. Blick vom Potsdamer Platz in die Bellevuestraße

Bei aller Empörung weckt die „Verbrecherwelt“, umnebelt von einer Aura der Romantik, die Neugier der braven Bürger, und schon zur Kaiserzeit wird das „dunkle Berlin“ zu einer Attraktion. So führt der gerade 13-jährige Heinrich Zille 1871 Touristen aus der Provinz durch die verrufenen Gassen und Kaschemmen der Stadt und lässt sie mit geflunkerten und wahren Geschichten aus dem Verbrecherleben erschauern.

Erst nach dem Attentat auf Kaiser Wilhelm I. am 2. Juni 1878, bei dem der Monarch durch 30

Schrotkugeln eine schwere Kopfverletzung erleidet, wird die Schutzmannschaft noch einmal aufgestockt, doch Sicherheit vor Verbrechen gewährleistet der preußische Schutzmann mit der Pickelhaube nicht.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wächst die Stadt unaufhörlich. Zuwanderer aus den nord- und ostdeutschen Provinzen strömen massenhaft nach Berlin und hoffen auf Arbeit in den ständig expandierenden Industriebetrieben. Von 1849 bis 1871 verdoppelt sich die Einwohnerzahl auf 826 000, 1877 erreicht sie die Millionengrenze, und bis 1900 wird sie auf rund 2,7 Millionen anwachsen. Die einst beschauliche preußische Residenz entwickelt sich zu einer der modernsten Metropolen Europas. Das Berlin von 1900 ähnelt kaum noch dem von 1871. Die biedermeierliche Stadt wird rigoros dem Zeitgeist geopfert. Der amerikanische Schriftsteller Mark Twain, der 1891 einige Monate in Berlin verbringt, nennt die junge Kaiserstadt „The Chicago of Europe“ und schreibt: „Die Hauptmasse der Stadt macht den Eindruck, als sei sie erst vorige Woche erbaut worden; der Rest wirkt eine kaum wahrnehmbare Schattierung gesetzter und sieht aus, als wäre er sechs oder vielleicht sogar acht Monate alt.“ Mit seinem Ausspruch: „Spreeathen ist tot, und Spreechicago wächst heran“, treibt der Industrielle und spätere Außenminister Walther Rathenau den Vergleich auf die Spitze.

Das Tempo des Wandels ist atemberaubend: Das Berlin von 1905 gleicht kaum noch dem der Jahrhundertwende, und schon 1910 hat sich das Stadtbild erneut gewandelt. Im Tiergartenviertel entstehen breite Straßen und Alleen, hochherrschaftliche Villen und Wohnhäuser mit stucküberladenen Fassaden und prächtigen, marmorprotzen Treppenhäusern. In den westlichen Vororten wachsen noble Wohnviertel, die den Geldadel anziehen. Charlottenburg wird die reichste Stadt Preußens.

Die Jahre 1895 bis 1913 sind von Hochkonjunktur geprägt. Die Industrie nimmt einen rasanten Aufschwung und wächst mit ihren Produktionsstätten bis weit über das Stadtgebiet hinaus. Doch für die Arbeiter, die in Massen nach Berlin kommen, fehlt es an Wohnungen. Die Kehrseite: Ausufernde Bodenspekulation führt in den nördlichen und östlichen Stadtteilen zu einer in Europa einzigartigen städtebaulichen Verdichtung. In wenigen Jahren

werden die berüchtigten Mietskasernenviertel mit ihren Seitenflügeln, Quergebäuden und engen Höfen, in die wenig Licht und kaum Luft dringt, aus dem Boden gestampft und dehnen sich vom Schlesischen über den Stettiner Bahnhof bis weit nach Moabit und in den Wedding aus. Oft haust eine aus sechs und mehr Personen bestehende Familie in einer Wohnung, bestehend aus Stube und Küche. Eine Toilette für mehrere Mietparteien befindet sich entweder auf dem Treppenabsatz oder im Hof. In der Gegend um den Schlesischen Bahnhof sind die Häuser noch nicht an die Kanalisation angeschlossen. Nicht selten teilen die Hauptmieter die Stube noch mit sogenannten Schlafburschen, Untermietern, denen kein Zimmer, sondern nur eine Schlafstelle für ein oder zwei Mark Miete im Monat zur Verfügung gestellt wird. Das Zusammenleben zahlreicher Kinder und Erwachsener auf derart engem Raum hat verheerende Auswirkungen. Dass sich „Schlafburschen“ an den Kindern ihrer Wirtsleute vergehen, ist keine Seltenheit.

Die widrigen Lebensverhältnisse in den heruntergekommenen Arbeitervierteln bilden einen Nährboden für ständig wachsende Kriminalität. Kaum ein Tag vergeht, an dem die Presse nicht von Raubmorden, einer aus der Spree gefischten Leiche oder angeschwemmten Leichenteilen berichtet. Die roten Fahndungsplakate, die sogenannten Mordplakate mit schwarzer Schrift und weißer Umrandung, die das Polizeipräsidium nach jedem Kapitalverbrechen an die Litfaßsäulen kleben und in den Bahnhofshallen aushängen lässt, sind stets von Neugierigen umlagert. Auch Hinrichtungen werden der Öffentlichkeit durch „Bekanntmachungen“ an Litfaßsäulen angezeigt.

Angesichts der ständig wachsenden Aufgaben der Polizei bekommt das Polizeipräsidium, das seinen Sitz in der Stadtvogtei am Molkenmarkt hat, endlich ein repräsentatives Domizil. Auf dem Gelände des ehemaligen „Ochsenkopfes“, des einstmals berüchtigten Arbeitshauses am Alexanderplatz, entsteht nach den Plänen des Baustadtrats Hermann Blankenstein das neue Polizeipräsidium. Nach knapp vier Jahren Bauzeit ist es am 1. Oktober 1889 bezugsfertig. Der vierstöckige Backsteinkoloss mit seinen acht Innenhöfen, einem überdachten Mittelhof und dem Polizeigefängnis ist nach dem Stadtschloss und dem im Bau befindlichen Reichstag das größte Gebäude Berlins. Die

Verbrechen im Kaiserreich

„Zwingburg am Alex“ oder „Adelsklub“ nennen die Berliner das Polizeipräsidium spöttisch. Denn in der Tat gibt es zur Kaiserzeit kaum einen Kriminalbeamten, der nicht von Adel ist. Die Mehrzahl der Beamten im höheren Dienst rekrutiert sich zum einen aus Offizieren, die den Militärdienst

Das Polizeipräsidium, hier auf einer Postkarte von 1906, befand sich dort, wo heute das Einkaufszentrum „Alexa“ steht.

quittiert haben, sowie aus Abkömmlingen mehr oder weniger verarmter Adelsfamilien, die aufgrund ihrer misslichen wirtschaftlichen Lage eine Karriere im Staatsdienst anstreben, denn die Beamtenstellung bietet ihnen wenigstens finanzielle Sicherheit. Der Werdegang des Kriminalkommissars Hans von Tresckow, der sich mit seinen 1922 erschienenen Erinnerungen „Von Fürsten und anderen Sterblichen“ einen Namen macht, ist



Befanntmachung.

Der Tischler
Peter Heinrich Schmidt
 aus Brafel im Kreise Hörter ist auf Grund der tatsächlichen Feststellung:
 daß er zu Berlin am 19. Mai 1885 durch ein und dieselbe Handlung

- 1) die verheiratete Johanna Weber geborene Pieper vorzüglich getödtet und diese Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt hat,
- 2) mit Gewalt gegen die Person der Johanna Weber ein der letzteren gehöriges Sparcassenbuch und 70 bis 75 Mark baares Geld derselben in der Absicht weggenommen hat, sich diese Sachen rechtswidrig zuzueignen,

und zwar indem durch die gegen die Frau Weber verübte Gewalt der Tod derselben verursacht worden ist,

durch Erkenntniß des Schwurgerichts bei dem Landgericht I. zu Berlin vom 11. December 1885 wegen Mordes und Raubes gemäß der §§ 211, 249, 251, 73 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich zum Tode und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt worden.

Das Erkenntniß hat die Rechtskraft beschritten, und nachdem durch Allerhöchsten Erlaß vom 3. Februar 1886 bestimmt worden, daß der Verurtheilten freier Lauf zu lassen, ist das Urtheil heute früh in dem Hofraum der Strafanstalt Moabit durch Enthauptung des Verurtheilten vollstreckt worden.

Berlin, den 8. Februar 1886.

Der Erste Staatsanwalt bei dem königlichen Landgericht I.
Angern,
 Geheimen Justizrath.

Druck von Rudolf von Gumbert, Berlin. 42.

typisch: Nach dem Tod des Vaters kann der junge von Tresckow sein Studium der Rechts- und Wirtschaftswissenschaften in Königsberg nicht mehr finanzieren und bewirbt sich 1889, eher der Not als der Überzeugung gehorchend, für den höheren Polizeiexecutivdienst.

In den 1890er-Jahren ist die Kriminalpolizei noch nicht klar strukturiert, die Kompetenzen sind unklar. Ein „Morddezernat“ gibt es noch nicht. Erst 1902 wird ein sogenannter Mordbereitschaftsdienst eingerichtet, um jederzeit Beamte an einen Tatort schicken zu können. Bis dahin hat die Kripoleitung immer erst im Bedarfsfall damit begonnen, geeignete Ermittler ausfindig zu machen. Mitunter dauert es Stunden, bis die Beamten am Tatort eintreffen.

Hinrichtungen wurden öffentlich bekannt gegeben.

Überdies stoßen die polizeilichen Ermittlungen an noch unüberwindliche Grenzen. So werden Giftmorde zu einer Modeerscheinung, denn der Umgang mit Giften jeglicher Art wird erschreckend sorglos gehandhabt. Buchstäblich jedermann kann starke Betäubungsmittel, tödliche Chemikalien, sowie arsen-, strychnin- und zyankalihaltige Schädlingsbekämpfungsmittel problemlos in Drogerien erwerben. Andererseits ist die Gerichtsmedizin noch nicht in der Lage, Giftmorde zweifelsfrei nachzuweisen. Generell wird es potenziellen Mördern leicht gemacht: Pistolen sind für relativ wenig Geld sogar in Warenhäusern zu haben.

Verbrechen im Kaiserreich

Nach der Jahrhundertwende ist es die ständig wachsende Kinder- und Jugendkriminalität, die die Polizei beschäftigt. Nicht nur Diebstähle und Einbrüche gehen auf das Konto Minderjähriger, auch immer mehr Raubmorde werden von Jugendlichen begangen. Pädagogen meinen die Hauptursache für die Verrohung der Jugend im sich rasch wandelnden Freizeitverhalten ausmachen zu können: in der Lektüre billiger Detektiv- und Abenteuerromane, wie der beliebten Nic-Carter-Groschenheftchen, und anderer Schundromane, die in jeder Bahnhofsbuchhandlung in großer Auswahl angeboten werden. Mehr noch wird das

neue Medium Film, das gerade die Jugend anzieht, für diese Entwicklung verantwortlich gemacht. Zeitgenössische Publikationen werden nicht müde, den moralischen Verfall der Kinokinder, die einen beachtlichen Teil ihrer Freizeit in den Lichtspielhäusern verbringen, zu beklagen.

Hans von Tresckows Erinnerungen



Doch das Spektrum der Kriminalität ist weit gefächert:

Zu den häufigsten Delikten der Kaiserzeit gehören Erpressungen im Zusammenhang mit dem § 175, der Homosexualität unter Strafe stellt. Bei Hofe hat der „175er“ zu zahlreichen Skandalen geführt. An Skandalen mangelt es dem Kaiserreich ohnehin nicht, oftmals mit tragischem Ausgang. So wurde der Kriminaldirektor Leopold von Meerscheidt-Hüllessem, der Begründer des Verbrecheralbums und des Erkennungsdienstes, in einen Bestechungsskandal verwickelt und verübte Selbstmord. Meerscheidt-Hüllessem hatte für Berlin eine „Homosexuellenliste“ angelegt, was den SPD-Vorsitzenden August Bebel zu der Bemerkung veranlasste: „Die Zahl dieser Personen ist aber so groß und greift so in alle Gesellschaftskreise, von den untersten bis zu den höchsten, ein, daß, wenn die Polizei pflichtmäßig ihre Schuldigkeit thäte, der preußische Staat sofort gezwungen würde, allein, um das Verbrechen gegen § 175, soweit es in Berlin begangen wird, zu sühnen, zwei neue Gefängnisanstalten zu bauen.“

Auch die Wirtschaftskriminalität blüht. Betrügerische Bankrotteure, Wechselbetrüger, Schieber und Spekulanten tummeln sich in Berlin. Doch die Maschen des Gesetzes sind weit gestrickt. „Je ergiebiger Sie ihre Mitmenschen übervorteilen, umso gewissenhafter müssen Sie darauf achten, dass Sie das Recht auf Ihrer Seite haben“, rät der Marquis von Keith in

Frank Wedekinds gleichnamigem Schauspiel von 1901. – Die Wirtschaftskriminellen achten penibel darauf.

Auch internationale Verbrecher, Mädchenhändler, Betrüger, Heiratsschwindler, Fassadenkletterer, Hochstapler und Hoteldiebe tummeln sich zunehmend in Berlin. Der berühmteste ist

der rumänische Hochstapler und Hoteldieb Georges Manolesku. In allen europäischen Hauptstädten ist er bekannt – und gefürchtet. Im Sommer 1900 mietet er sich im Hotel Bristol Unter den Linden als Fürst Lahovary ein und erleichtert die Gäste ihres Bargeldes und ihres Schmuckes. Diesmal wird Manolesku allerdings gefasst, landet im Polizeigefängnis am Alex und wird schließlich an Österreich ausgeliefert, wie Hans von Tresckow schreibt. Einige Jahre später veröffentlicht er seine Memoiren. Sie werden ein Erfolg.

Ist die Kriminalität seit der Jahrhundertwende wirklich so dramatisch angestiegen? Mangels verlässlicher Statistiken kann darüber nur spekuliert werden. Sicher ist jedoch, dass die Presse inzwischen auch in Deutschland die Publikumswirksamkeit von Sensationsmeldungen erkannt hat. Ausführliche Berichte über Verbrechen, besonders über Mordtaten, werden von den Lesern förmlich verschlungen und beherrschen ebenso wie Prozessberichte die Titelseiten.

Der Ausbruch des Krieges 1914 trifft die Wirtschaft auf nahezu allen Ebenen. Die folgenschwere Fehleinschätzung der Gesamtsituation lässt es die kaiserlichen Behörden versäumen, rechtzeitig geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um die Versorgung der Bevölkerung mit dem Lebensnotwendigsten sicherzustellen. Angesichts der Not erlangt die Kriminalität eine neue Qualität. Racheakte gegen Wucherer und Schieber, Raubmorde an alleinstehenden Inhaberinnen kleiner Läden oder Kneipenwirtinnen, sowie Überfälle auf Lebensmittelgeschäfte sind an der Tagesordnung. Am 16. April 1917 berichtet Polizeipräsident Heinrich von Oppen von mehreren Lebensmittelläden, die von Jugendlichen geplündert worden sind: „So versuchten etwa 100 bis 150 junge Burschen und Mädchen, darunter auch Schulkinder, in der Münz-, Gips- und Großen Hamburgerstraße einige Geschäfte zu plündern. In etwa 5–6 Bäckereien wurden die Schaufenster zertrümmert und hierbei Backwaren entwendet.“ Nicht nur unter Proletariern kursiert der Spruch:

*Die Armen liefern die Leichen,
der Mittelstand muss weichen,
den Krieg gewinnen die Reichen.*

Das Kaiserreich ist am Ende.

Fluchtpunkt Brasilien

Der Bankier Gumpel schaut auf die Standuhr in seinem Büro. „Schon zwei Stunden überfällig“, murmelt er kopfschüttelnd vor sich hin. „Wo die Schulzens doch sonst immer so pünktlich sind.“ Als die beiden Kundinnen, deren Vermögen er verwaltet, auch am nächsten Tag, es ist der 23. August 1897, nicht erscheinen, beschließt er, persönlich nach dem Rechten zu sehen, und begibt sich in die Königgrätzer Straße (heute Stresemannstraße), eine aufstrebende Geschäftsstraße zwischen dem Belle-Alliance-Platz (dem heutigen Mehringplatz) und dem Brandenburger Tor.

Der 1892 verstorbene Georg Schulze, Baustoffhändler und Besitzer mehrerer Gipsbrüche im Brandenburgischen, daher auch „Gips-Schulze“ genannt, hat seiner Witwe, die nun die „Gips-Schulzen“ ist, nicht nur ein Millionenvermögen hinterlassen, sondern auch ein Mietshaus in der Prenzlauer Allee und eines in der Königgrätzer Straße 35. In diesem gutbürgerlichen fünfstöckigen Mietshaus unweit des Anhalter Bahnhofs wohnt die 74-jährige Auguste Schulze mit ihrer 56-jährigen unverheirateten Stieftochter Klara in der zweiten Etage. Von geradezu krankhaftem Geiz besessen, versagen sich die Millionerinnen jede Annehmlichkeit und führen ein kärgliches Leben. Sie laufen, wie die Nachbarn sagen, in „schlunzigen“ Kleidern herum, und auch das Haus wirkt heruntergekommen: Der Treppenhäuser ist löchrig, die Wände haben schon lange keine frische Farbe mehr gesehen. Um zu sparen haben sie den Hauswart entlassen und putzen die Treppen selbst.

Vergeblich klingelt der Bankier an der Wohnungstür der Schulzens. Er kennt die misstrauischen Alten lange genug, um zu wissen, dass sie völlig zurückgezogen leben, nie ausgehen und außer ihm und dem Kohlenträger niemanden in die Wohnung lassen. Umso erstaunter ist er, als er von Nachbarn erfährt, die Frauen seien für längere Zeit nach Paris

gereist und hätten den neuen Ladenmieter Joseph Gönczi beauftragt, sich um das Haus zu kümmern und die Mieten zu kassieren.

„Lächerlich“, denkt der Bankier, „nie und nimmer fahren diese stinkgeizigen alten Hexen nach Paris! Zumal sie nicht einmal Geld für eine Auslandsreise abgehoben haben.“ Außerdem würde die Gips-Schulzen niemals einem Fremden den Einzug der Mieten anvertrauen. Kurz entschlossen geht er zur Polizei und schildert seine Bedenken.

Unter polizeilicher Aufsicht öffnet ein Schlosser die Wohnungstür der Gips-Schulzen, und schon beim ersten Schritt in die Stube gibt es keinen Zweifel mehr: Hier liegt ein Verbrechen vor. Schränke und Schubkästen sind durchwühlt, die Möbel von den Wänden gerückt, mehrere Schmuckschatullen aufgebrochen und ausgeraubt. Von den beiden Frauen fehlt jede Spur.

Joseph Gönczi soll herbeigeht werden, doch der ist seit einigen Tagen ebenfalls verreist. Zudem scheint der neue Mieter nicht sehr beliebt zu sein. Vor einigen Wochen, erzählen Hausbewohner, habe er den Eckladen gemietet, um einen eleganten „Wiener Schuhsalon“ aufzumachen. Die Einrichtung ist zwar fertig und die Schuhkartons stapeln sich bereits, doch Gönczi macht keine Anstalten, sein Geschäft zu eröffnen. „S’ braucht, i bitt schön, alles seine Zeit“, redet sich der Wiener Schuhmacher auf Nachfrage heraus. Schließlich lässt er Sand anfahren, und blockiert damit den Bürgersteig in ganzer Breite. Auf Beschwerden der Mieter erklärt er, er wolle ungarische Weine verkaufen und brauche den Sand für den Weinkeller.

Hat Gönczi etwas mit dem Verschwinden der Schulzens zu tun? Als die Ermittler seinen Laden durchsuchen, staunen sie nicht schlecht. Die Schuhkartons sind leer, die Einrichtung ist nur Attrappe. Dann ist da noch dieser penetrante Gestank, der an Verwesungsgeruch erinnert. Blutspuren im Laden lassen Böses ahnen. Nun wird der Keller inspiziert. Der Sand, inzwischen hier unten aufgeschüttet, wird weggeschaufelt und zum Vorschein kommen zwei längliche Kisten. Sie werden geöffnet und zum Vorschein kommen die bereits in Verwesung übergangenen Leichen von Auguste und Klara Schulze. Die Gerichtsmedizin wird feststellen, dass beiden

Blick vom Askanischen Platz in die Königgrätzer Straße, um 1900. Rechts ist der Anhalter Bahnhof zu erkennen.

Frauen mit einem Beil die Schädeldecke zertrümmert worden ist.

Nach dem 45-jährigen Joseph Gönczi wird gefahndet. In der Mühlenstraße, wo der aus Siebenbürgen stammende Schuhmacher mit seiner Frau Anna und seinem gelblich-weißen Wolfsspitz seit 1892 lebt, trifft die Polizei nur auf die Haushälterin. Die Gönczis seien seit dem 18. August verreist, sagt sie. Wohin, wisse sie nicht.

Dennoch finden die Beamten heraus, dass die Gönczis am Bahnhof Friedrichstraße den D-Zug nach Posen genommen haben, in Frankfurt/Oder aber wieder ausgestiegen und von hier in Richtung Westen, über Halle, Hameln und Köln, nach Brüssel

gefahren sind. In Halle hat Gönczi einen Koffer „bahnpostlagernd“ nach Brüssel aufgegeben. Wer den Koffer in Brüssel abgeholt hat, bleibt unklar. Hier verliert sich dann auch die Spur der Gönczis, und die Ermittler gehen davon aus, dass sich das Paar ins Ausland abgesetzt hat.

Ein Steckbrief mit den Fotos des Paares und ihres auffälligen langhaarigen Hundes namens „Butzi“ wird in 18 Sprachen übersetzt und an die deutschen und österreichischen Konsulate in aller Welt gesandt. Überall, wo es Kolonien von Deutschen gibt, werden sie in Vereinshäusern und Lokalen ausgehängt. Doch die Kriminalpolizei muss sich in Geduld üben.



Verbrechen im Kaiserreich

Zwei Jahre später, am 15. September 1899, teilt der deutsche Konsul in Rio de Janeiro dem Berliner Polizeipräsidium in einem Telegramm mit, die Gönczis seien ergriffen worden. Der Hund hat das Paar verraten. Ein Österreicher, durch den auffälligen Wolfsspitz auf das Paar aufmerksam geworden, habe das Tier beim Namen gerufen und sofort sei „Butzi“ freudig zu dem Zeugen hingerrannt.

Die Gönczis, sie nennen sich jetzt Joseph und Anna Foenze, leugnen zunächst zwar ihre Identität, geben dann aber doch zu, dass sie mit gefälschten Papieren von Antwerpen mit einem Dampfer des Deutschen Lloyd nach Rio de Janeiro gereist sind. Obwohl Gönczi den ihm zur Last gelegten Mord vehement bestreitet, wird das Paar ausgeliefert und in besonders gesicherten Kabinen nach Deutschland überführt, denn seit 1874 gibt es ein Auslieferungsabkommen zwischen Brasilien und dem Deutschen Kaiserreich. Der Hund verbleibt in Rio und wird verkauft. Am 23. November 1899 werden sie vom Untersuchungsrichter in Berlin-Moabit erstmals vernommen.

Gespannt wartet die Öffentlichkeit auf den Prozess. Nachdem die Tagespresse wochenlang ausführlich über das bevorstehende Ereignis berichtet hat, ist das Interesse überwältigend. So liegen dem Gericht lange vor Prozessbeginn bereits mehr als 200 Anträge auf Eintrittskarten zur Hauptverhandlung vor. Sogar ein Gesuch um Erlaubnis, der Hinrichtung beiwohnen zu dürfen, ist Wochen vor Verhandlungsbeginn eingegangen und sorgt in Moabit für Kopfschütteln.



„Butzi“ sollte die Gönczis schließlich verraten.

Mit 70 geladenen Zeugen beginnt am 3. April 1900 vor dem Schwurgericht in Berlin-Moabit der Prozess gegen das Ehepaar Gönczi. Joseph Gönczi, sichtlich gealtert und mit ergrautem Vollbart, erscheint im schwarzen Anzug mit Gehrock. Die Untersuchungshaft hat ihn sichtlich mitgenommen, denn auf Anordnung des Untersuchungsrichters ist er Tag und Nacht an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt.

Gönczi bewahrt dennoch Haltung. Er bleibt bei seiner Taktik des hartnäckigen Leugnens und zeigt sich redegewandt und fantasiebegabt. Jeden Satz

Der Fall von Joseph und Anna Gönczi erregte großes Aufsehen. Im Deutschen Fahndungsblatt wurde ausführlich über die beiden berichtet.

Deutsches Fahndungsblatt.

I. Jahrgang.

Berlin, 22. Juli 1899.

Stück 93.

II. Theil.

Bekanntmachungen.



Anna Goenczi. Josef Goenczi.

28. (1000 Mark Belohnung. Doppelmord zu Berlin.) Es ist bisher nicht gelungen, des vorstehend abgebildeten und seit 25. 8. 1897 wegen Raubmordes flüchtig verfolgten Schuhmachers Josef Goenczi habhaft zu werden. Am 23. 8. 1897 wurden die Witwe Augusto Schultze, geb. Lütze und ihre Stieftochter Clara Schultze in ihrem Hause Königsgräberstraße 35 zu Berlin ermordet aufgefunden. Die beiden Frauen sind mittelst scharfer und schwerer Instrumente durch Schläge auf den Kopf getödtet, die Leichname demnächst mit schwarzer Wachseleumwand umwickelt, die Umhüllungen mit Bindfaden fest zusammengeknüpft und beide Leichname in genagelte Kisten verpackt, im Keller des genannten Hauses durch darauf gestaufte Erde versteckt worden. Der That dringend verdächtig ist der Schuhmacher und Schuhwaaren-

Händler Josef Goenczi, am 2. 7. 1852 zu Maros-Barsabely in Siebenbürgen geboren, österreichischer Staatsangehöriger. Goenczi spricht deutsch, ungarisch, rumänisch und polnisch. Größe: 1,65 m, von unterseht gedrungener Statur, dunkles, graumeliertes, lockiges Haar, welches Goenczi tiefdunkel, fast schwarz zu färben pflegte, niedere Stirn, dunkelbraune, etwas melierte Augenbrauen, breit geflügelte Nase, kleine braune Augen, etwas aufgeworfene Lippen, gelbliche Gesichtsfarbe, dunkelblonder, in der Mitte gescheitelter, gewöhnlich schwarz gefärbter Schnurr- und Badenbart; der obere Theil beider Baden frei von Bart. Kennz. große Narben, beginnend an der rechten Halsseite und bis hinter die Mitte der Ohrmuschel reichend. Die in den österreichischen militärischen Straf-Anstalten aufgenommenen Signalements bezeichnen diese Narben als Brand- und Skrophelnarben. Goenczi selbst gab stets an, dieselben rührten von einer in den Feldzügen erhaltenen Schußwunde her. Als weiteres Erkennungszeichen ist ein erbsengroßes Muttermal am rechten Schulterblatt zu erwähnen. In Begleitung des Mörders befand sich bei der Abreise seine Ehefrau Anna Goenczi, geb. Sattler, geb. 20. 1. 1849 in Windorf (Königreich Bayern), 1,62 m groß, unterseht Statur, dunkles, glatt gescheiteltes Haar, letzteres für gewöhnlich nicht wellig, wie auf den Photographien; dunkelbraune Augenbrauen, gewöhnliche Nase, defekte Zähne, schmales Gesicht, gelbliche Gesichtsfarbe, dunkelbraune Augen, rundes Kinn. Kennz. kropfartige Geschwulst an der rechten Halsseite. Goenczi ist reformirter, seine Ehefrau katholischer Konfession. Die Goenczi'schen Eheleute sind am Abend des 18. 8. 1897 von Berlin nach Frankfurt an der Oder, am 19. 8. über Cottbus nach Halle gefahren. Von hier aus sind sie allem Anschein nach, nach Brüssel weitergereist, haben auch ihr Gepäck dorthin aufgegeben und am 25. 8. 1897 abgeholt oder abholen lassen. Von diesem Tage an fehlt jede Spur über den Verbleib des Paares, welches bei der Abreise einen weiß- und gelbgefleckten Wolfspup Namen „Buzi“ bei sich hatte. Goenczi soll in seinem Fach als Schuhmacher (Zuschneider und Vorrichter) sehr tüchtig sein und hat auch im persönlichen Verkehr eine außergewöhnliche Gewandtheit dokumentiert. Es muß hervorgehoben werden, daß in den Militärpapieren des Goenczi neben den Beruf desselben als „Schuhmacher“ auch derjenige als „Matrose“ verzeichnet ist. Für die Ergreifung des Goenczi haben die Gerichts-Behörden obige Belohnung

beginnt er in seinem unnachahmlichen Dialekt mit den Worten „I bitt schön“ und bringt sowohl Publikum als auch Gericht immer wieder zum Lachen. So nennt ihn die Tagespresse nicht zu Unrecht „einen vollendeten Komödianten“.

Er bestreitet zwar den Mord, gibt aber zu, davon gewusst zu haben. Ein gewisser Leo Loevy, Weinhändler aus Brüssel, habe den Mord begangen, behauptet er. Loevy habe eine heimliche Affäre mit Klara Schulze gehabt, von der die Mutter nichts wissen durfte. Der Vorsitzende verweist die Geschichte ins Reich der Märchen. Klara Schulze, so wendet er ein, sei seinerzeit bereits 56 Jahre alt und gelinde gesagt, nicht eben mit Schönheit gesegnet gewesen und litt an Epilepsie. Einen heimlichen Liebhaber wird sie wohl kaum gehabt haben. Zudem findet sich niemand, der den ominösen Weinhändler Loevy je gesehen hat. Gönczi jedoch bleibt nie eine Antwort schuldig. Der Nachbar, erklärt er zerknirscht, der Inhaber der Gaststätte Hinz, habe den Doppelmord zusammen mit Loevy begangen. Hinz habe den Verdacht auf Gönczi lenken wollen. Deshalb habe er Gönczi 10 000 Mark Schweigegeld gegeben und eine gute Anstellung in Brasilien versprochen. Mit seiner übereilten Abreise falle der Verdacht dann zwangsläufig auf Gönczi. „I bitt schön, I hob mi halt drauf eing'lassen.“

Der Kneipenwirt Hinz, ein Mensch von schlichtem Gemüt, wird daraufhin vorgeladen. Es verschlägt ihm die Sprache. Als er sie wiedergefunden hat, beteuert er, einen Loevy nie gekannt zu haben. Was Gönczi da erzählt, höre er zum ersten Mal.

Während des fünftägigen Prozesses hat Gönczi sich stets unter Kontrolle und sorgt mit seiner Redegewandtheit für Amüsement im Saal. Doch dann lässt er sich in einem unkonzentrierten Augenblick zu einer unbedachten Äußerung hinreißen: Als ein in seinem Laden sichergestellter Läufer mit Blutflecken und Haarresten der Ermordeten dem Gericht als Beweisstück vorgelegt wird, ruft Gönczi aus: „Das ist ja der Läufer, auf den die Alte gefallen ist!“, und schickt nach einer Schrecksekunde hinterher: „Hat der Loevy erzählt.“

Am 7. April 1900 wird Joseph Gönczi wegen Mordes und Raubes in zwei Fällen zum Tode verurteilt. Im Fall seiner Ehefrau Anna werden alle Schuldfragen verneint. Sie wird freigesprochen.

Gönczis Pflichtverteidiger Dr. Herbert Fraenkel legt gegen das Urteil mit der Begründung Revi-

sion ein, dass ein gewisser Louis Schulz, der in Rio de Janeiro an den deutschen Konsul ein Schreiben gerichtet hat, in dem er sich der Mordtat an den Schulzens bezichtigt, in Berlin ignoriert worden sei. Doch Schulz ist den Behörden kein Unbekannter, wie der Berliner Lokal-Anzeiger vom 21. Juli 1900 zu berichten weiß: Mit 20 Jahren wandert Louis Schulz, der Sohn eines Hamburger Handwerkers, nach Brasilien aus. Doch schon bald überwältigt ihn das Heimweh, und er will so schnell wie möglich wieder nach Hause. Er bezichtigt sich beim deutschen Generalkonsul eines zwei Jahre vor seiner Ankunft in Brasilien in Deutschland begangenen Mordes und wird daraufhin nach Hamburg gebracht. Hier gibt er bei seiner Vernehmung zu, dass er die Geschichte erfunden habe, um auf Staatskosten in die Heimat zurückgebracht zu werden. Nach Verbüßung einer kleinen Strafe geht er einige Jahre später wieder nach Brasilien. Die Komödie wiederholt sich: Abermals bezichtigt er sich eines Mordes und wird auf Staatskosten nach Hamburg befördert. Jetzt beginnen die Behörden an seiner Zuverlässigkeit zu zweifeln, und er kommt in



Acta Personalia

des
königlichen Polizei-Präsidii
zu Berlin,
betreffend

Gönczi János Mordprobe

Inhalt: 225 Blatt

STAATSARCHIV POTSDAM

Gönczi János Mordprobe
geb. 2. 8. 1852 in Ungarn
Maros-Varschely

it: G

6 9 6 6

eine Irrenanstalt. Hier benimmt er sich „derart vernünftig“, dass er auf Bitten des Vaters, der ihn in seinem Betrieb beschäftigen und ein Auge auf ihn werfen will, entlassen wird. Bald ist Louis wieder verschwunden. Ein drittes Mal hat er sich nach Brasilien begeben. Nun bezichtigt er sich des Mordes an der Gips-Schulzen ...

Als Gönczi der Ablehnungsbescheid zugestellt wird, bekommt er einen Wutanfall und zerreißt das Schreiben in kleine Stücke. Am 6. Dezember wird ihm mitgeteilt, dass der König von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht habe.

Am Nachmittag vor der Hinrichtung trifft der 51-jährige Scharfrichter Lorenz Schwietz, „ein großer starker Mann mit vollem Gesicht und rötlich blondem Schnurrbart“, so der Berliner Lokal-Anzeiger, aus Breslau in Berlin ein. Es ist seine vierte Hinrichtung, aber die erste, die er in Berlin vollziehen wird. Mit vier Gehilfen trifft er am Nachmittag im Gefängnishof seine Vorbereitungen.

Am 7. Dezember 1900 um 6 Uhr 30 wird Gönczi auf dem Hof der Strafanstalt Plötzensee hingerichtet. Er wird mit dem Handbeil enthauptet. 33 Zuschauer sind zugelassen.

Die Akten über diesen ungewöhnlichen Fall werden noch heute aufbewahrt.

Ein Diener feiner Leute

Am Morgen des 13. Juni 1913, es ist Pfingstsonntag, machen sich zwei Polizeibeamte daran, ein sorgfältig verschnürtes, in gelblich-grünes Packpapier gewickeltes Paket zu öffnen. Ein älterer Herr hat es gegen 11 Uhr 30 in einem öffentlichen Pissoir an der Kaiserallee (heute Bundesallee) entdeckt und einen Schutzmann herbeigerufen. Starr vor Entsetzen blicken die Beamten auf den Inhalt: In blutdurchtränktes Papier sind die Beine eines Kindes eingewickelt.

Ob von einem Mädchen oder Jungen, vermag der herbeigerufene Gerichtsmediziner nicht zu sagen. Fest steht nur, dass das Kind nicht länger als einen Tag tot ist und die Beine von unkundiger Hand abgetrennt worden sind.

Noch am selben Abend wird in der Halle des Potsdamer Bahnhofs ein weiteres, ähnlich verpacktes Paket gefunden. Es enthält den Rumpf mit dem Kopf des Kindes. Nun gibt es keinen Zweifel mehr: Es handelt sich um einen Jungen, der, den Strangulierungsmarken nach zu urteilen, erwürgt worden ist. Bekleidet ist der Rumpf nur mit einem Unterhemd. Die übrigen Kleidungsstücke, bis auf die Schuhe, liegen aber im Paket. In der Tasche der Jacke steckt ein Schülerausweis auf den Namen Otto Klähn, geboren am 8. Oktober 1900, wohnhaft in Berlin, Steinmetzstraße 46.

Von der Stiefschwester wird die Kripo erfahren, dass Otto sich in dem Kolonialwarengeschäft Scholz in der Lützowstraße 52 als Laufbursche ein paar Mark verdient hat. Die Ermittlungen in dem

Die Hohenzollernstraße ist das, was der Berliner „feine Jeje“ nennt.



Laden bringen die Kripo allerdings kaum weiter. Scholz sagt aus, Otto sei am Sonnabend schon gegen 20 Uhr mit der Begründung gegangen, er müsse Verwandte vom Bahnhof abholen. Doch Otto hat gelogen: Die Verwandten gibt es nicht! – Mit wem war Otto verabredet?

Die Recherchen in der Umgebung des Kolonialwarengeschäfts bringen Interessantes zutage: Der Scholz'sche Laden wird mit Vorliebe von homosexuellen Männern aufgesucht, die auf die Botenjungen ein Auge geworfen haben. Alles nur Klatsch und Tratsch? Um den Gerüchten auf den Grund zu gehen, werden die Laufburschen, die in letzter Zeit für Scholz gearbeitet haben, ins Polizeipräsidium zitiert. Die Vernehmungen erweisen sich indes als äußerst schwierig. Keiner der Knaben, sie sind alle minderjährig, mag zugeben, dass er intime Kontakte zu Kunden unterhalten und vielleicht sogar Geld dafür bekommen hat. Bis ein älterer Botenjunge das Schweigen endlich bricht: „Da ist der Josef Ritter aus der Hohenzollernstraße 26“, beginnt er zögernd. „Der ist Diener bei piekfeinen Leuten, die oft auf Reisen sind. Wenn er dann allein ist, nimmt er immer Jungs mit rauf. Mich hat er auch öfter mitgenommen. Danach hat er aber immer reichlich Trinkgeld gegeben.“

Scholz, der sich abgesehen von seiner ersten Aussage in Schweigen hüllt, denn der zweifelhafte Ruf seines Ladens ist ihm unangenehm, erinnert sich jetzt, dass er Klähn am Sonnabendmittag mit vier Flaschen Bier zu Ritter geschickt hat. Ob Ritter den Jungen für den Abend zu sich bestellt hat, entzieht sich jedoch seiner Kenntnis.

Wie die Kripo in Erfahrung bringt, genießt Ritter in der Hohenzollernstraße (heute Hiroshimastraße) den denkbar schlechtesten Ruf, denn aus seiner homosexuellen Veranlagung macht er keinen Hehl, und dass er in Abwesenheit seiner Dienstherrn minderjährige Knaben mit in die



Josef Ritter, ein Diener feiner Leute

Wohnung nimmt, ist niemandem verborgen geblieben. Auch jetzt sind Ritters Arbeitgeber wieder auf Reisen und er ist schon seit längerer Zeit allein in der Wohnung. Umgehend schlägt die Kripo zu.

Bei seiner Festnahme leistet Ritter keinerlei Widerstand und legt, von Weinkrämpfen unterbrochen, ein umfassendes Geständnis ab. Eine Haussuchung bringt alle Beweise an den Tag: eine stark mit Blut besudelte Schürze, das Tatmesser, Reste des Verpackungsmaterials sowie die Schuhe des Opfers.

Das Geheimnis des Knabenmordes.

Die Ermittlungen der Kriminalpolizei.

Der heutige Vormittag hat noch keine weitere Aufklärung des Mordes an dem 13-jährigen Gemeindeführer Otto Klähn gebracht. Die Kriminalpolizei bemüht sich, um einen Kriminalfall zu gewinnen, in welchen Kreisen der Stadt das zu suchen sei, das junge Verbrechen des Mordes begangen worden. Soweit bis jetzt bekannt geworden ist, ist Otto Klähn, der die 156. Gemeindeführer in Berlin besucht hat, von seinen Lehrern als ein besonders aufgewandter, strebsamer Schüler geschildert worden, trotz seiner Jugend sehr nach Geld auszuweisen. Er war fast immer reich, durchaus nicht das normale Leben eines 13-jährigen Schülers geführt, sondern in seinen freien Stunden sich bemüht, auf die verschiedensten Arten Geld zu verdienen, gerade so wie er die Pfingstferien der Schule dazu benutzte, um als Laufbursche in einem Kalandarhandel in der Schwanenstraße tätig zu sein, um sich das nötige

Geld zu verdienen, so hat er auch seinen Lohn in seinen freien Stunden sich auf die verschiedensten Weise verdient, sich durch kleine Dienstleistungen Geld zu verdienen. Er hat auch häufig bei sich Beträge gehabt, die an und für sich geringfügig, aber für einen 13-jährigen Schüler aus armen Hause doch immerhin auffallend waren. Er ist im Elternhause mit den Verklägten, wie er zu dem Verbrechen gekommen war, auf welche Weise er es verdient habe, immer sehr zurückhaltend gewesen, so daß man zu Hause eigentlich niemals wußte, wo er in seinen freien Stunden tätig, was er in seinen freien Stunden tat, was er in seinen freien Stunden tat, was er in seinen freien Stunden tat.

Geld für einen Pfingstausschlag

zu verdienen, so hat er auch seinen Lohn in seinen freien Stunden sich auf die verschiedensten Weise verdient, sich durch kleine Dienstleistungen Geld zu verdienen. Er hat auch häufig bei sich Beträge gehabt, die an und für sich geringfügig, aber für einen 13-jährigen Schüler aus armen Hause doch immerhin auffallend waren. Er ist im Elternhause mit den Verklägten, wie er zu dem Verbrechen gekommen war, auf welche Weise er es verdient habe, immer sehr zurückhaltend gewesen, so daß man zu Hause eigentlich niemals wußte, wo er in seinen freien Stunden tätig, was er in seinen freien Stunden tat, was er in seinen freien Stunden tat.

Denken in die Hände gefallen, der ihn an sich gelockt und mißbraucht hat. Daß der Mörder den homosexuellen Kreisen angehört, gerade so wie der einzigen Jahren der Mörder des 13-jährigen Bledert sich als homosexueller herausstellte, darüber kann kaum noch ein Zweifel sein.

Der Täter

hat entweder bei dem 13-jährigen Jungen Widerstand gefunden, oder ist durch Drohung des Jungen in die Tüchtigkeit verlegt worden, daß er angesichts und entlarzt werden würde. Um den gefährlichen Drogen aus der Welt zu schaffen, hat er den Knaben erbrüßelt und dann die Leiche verhängelt, um sie demnach fortzuschaffen zu können. Der Mord ist nach dem. Entstanden der ärztlichen Scharverständigen in der Nacht zum Pfingstmontag geschehen. Von Wichtigkeit für die Ermittlung des Täters kann das gelblich-grüne Packpapier sein, in das die Leiche gewickelt worden. Packpapier von dieser Farbe ist nicht allzu häufig. Dieses Papier wird, wie die Kriminalpolizei festgestellt hat, in Berlin von einer einzigen Fabrik erzeugt. In jeder anderen Zeit hätte sich wohl noch leichter feststellen lassen, wer am Sonnabend solches Packpapier in größeren Mengen gekauft hat. Aber gerade vor den Pfingstfesttagen ist der Einkauf von Packpapier für die Polizei natürlich ein wenig schwieriger und so kommt es, daß umgekehrt Mörder anrufen und so kommt es, daß sich heute eine große Menge von Zeugen melden, die angaben, ein Mann von diesem oder jenem Aussehen hätte am Sonnabend bei ihnen Packpapier von dieser Qualität gekauft. Personen, die am Pfingstmontag den Täter mit diesem Paket gesehen, haben sich bis jetzt bei der Polizei noch nicht gemeldet.

Ritter allerdings. Er habe Klähn am Nachmittag zufällig getroffen und mit in die Wohnung genommen. Nachdem es zu „homosexuellen Handlungen“ gekommen sei, habe der Junge versucht, ihn um 100 Mark zu erpressen, andernfalls werde er ihn anzeigen. Da sei er so wütend geworden, dass er den Jungen gewürgt habe. Unter Tränen beteuert Ritter, dass er Klähn keinesfalls habe töten wollen. Er sei in Panik geraten, entsetzt aus der Wohnung gelaufen und in der Stadt umhergeirrt. Als ihm klar wird, dass er die Leiche irgendwie wegschaffen muss, kauft er Packpapier und Bindfaden. Um über sein weiteres Vorgehen nachzudenken, hält er sich einige Stunden im Tiergarten auf. Zurück in der Wohnung, zerstückelt er die Leiche und verpackt sie. In der Hoffnung, seine Spuren verwischen zu können, fährt er mit den Paketen anschließend durch die Stadt, stellt eines im Pissoir in der Kaiserallee ab, das andere in der Halle des Potsdamer Bahnhofs.

Die Zeitungen berichten ausführlich über den Fall.

Ritter gibt zu, dass er nur deshalb bei Scholz kaufe, um mit den Laufburschen Kontakt aufnehmen zu können. Aus diesem Grund nehme er auch immer nur einen Teil der Waren mit, den Rest lasse er sich dann liefern. Zu einigen Jungen habe er freilich auch intime Beziehungen unterhalten und ihr Schweigen stets mit Geld erkaufte. Otto Klähn, der blonde, blauäugige Junge mit den mädchenhaften Zügen, habe es ihm besonders angetan. Dass er ihn für den Abend zu sich bestellt hat, bestreitet

In wichtigen Punkten entspricht Ritters Geständnis jedoch nicht dem wirklichen Tathergang: Zu „homosexuellem Verkehr“ mit dem Knaben, wie Ritter behauptet, kann es nicht gekommen sein, denn die Obduktion hat das Gegenteil ergeben. Ritter wird unsicher und nimmt zumindest die Behauptung, der Knabe habe ihn erpresst, zurück. An eine Tat im Affekt mag die Mordkommission ohnehin nicht glauben. Sie geht von einem Lustmord aus. Ein Lokaltermin zur Rekonstruktion des Tathergangs soll nun letzte Ungereimtheiten klären. Doch da kommt es zu einem unvorhergesehenen Zwischenfall: Täglich haben die Tageszeitungen

ausführlich über den Stand der Ermittlungen berichtet. Die Öffentlichkeit empört sich. Der Lokaltermin hat sich herumgesprochen und so versammelt sich vor dem Haus in der Hohenzollernstraße eine aufgebrachte Menschenmenge, und als die Kommissare das Haus mit Ritter wieder verlassen, kommt es in der vornehmen, sonst so ruhigen Hohenzollernstraße zu tumultartigen Szenen. Nur mit Mühe gelingt es den Beamten, Ritter vor der wütenden Menge zu schützen.

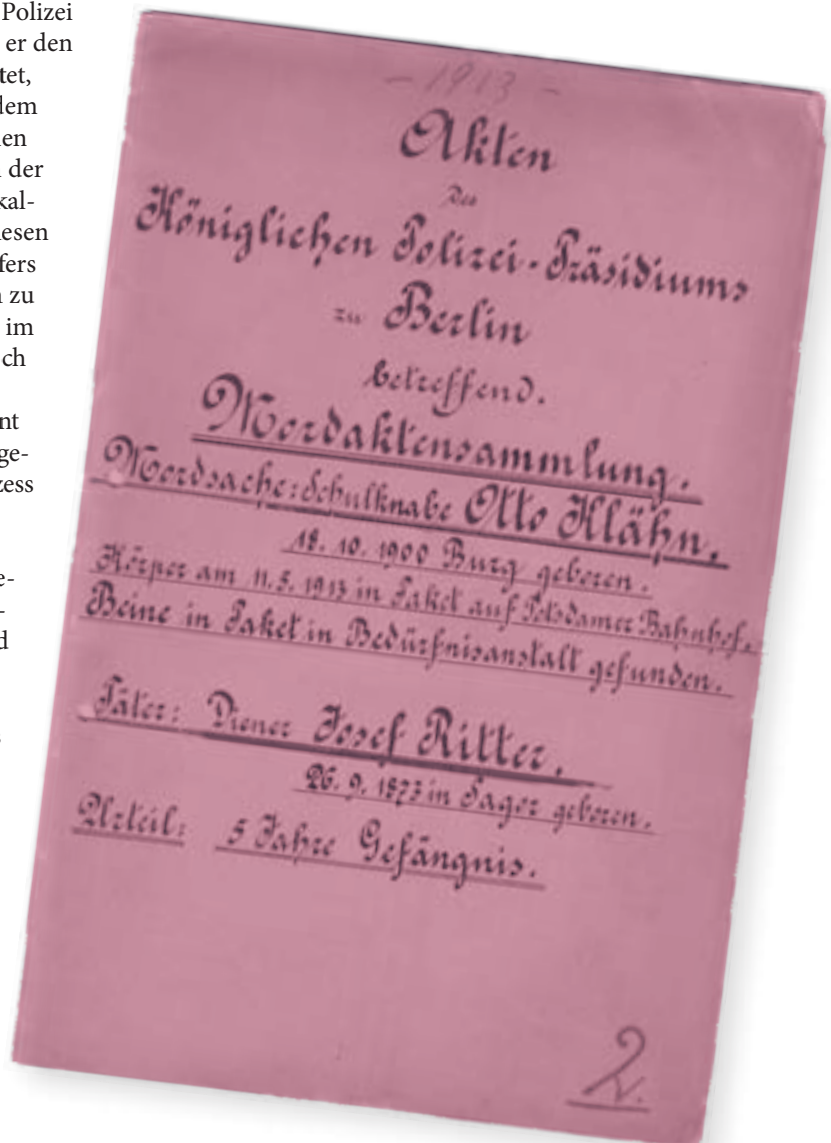
Einblick in die Psyche des Mörders gibt ein von Ritter geschriebener Brief, den er nach dem Mord angeblich an die Polizei schicken wollte. Darin beschreibt er den Mord an Otto Klähn und behauptet, sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken getragen zu haben, einen Knaben zu erdrosseln, um, wie in der Morgenausgabe des „Berliner Lokal-Anzeigers“ vom 15. Mai 1913 zu lesen ist, „bei dem Todeskampf des Opfers seine widernatürlichen Regungen zu befriedigen“. Hat Ritter also nicht im Affekt getötet? Handelt es sich doch um einen Lustmord?

Am 22. September 1913 beginnt vor dem Schwurgericht des Landgerichts I in Berlin-Moabit der Prozess gegen Josef Ritter. Als Gutachter treten zwei Koryphäen auf: Dr. Arthur Leppmann ist einer der bekanntesten preußischen Gerichtsmediziner, Dr. Magnus Hirschfeld eine anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Sexualmedizin. Hirschfelds Buch „Berlins Drittes Geschlecht“, erschienen 1904, sorgte noch immer für Furore.

Während Leppmann von einer Affekttat ausgeht, wie sie auch Ritter behauptet hat, hält Hirschfeld den Angeklagten für einen gemeingefährlichen Geisteskranken, und plädiert, da sich impulsive Gewalttaten schon bei geringen Anreizen jederzeit wiederholen können, für die Unterbringung in einer geschlossenen Anstalt.

Nach zweitägiger Verhandlung endet der Prozess mit einem überraschenden Urteil: Das Gericht folgt Leppmann und verurteilt Ritter unter Zubilligung mildernder Umstände wegen Totschlags. Er muss für fünf Jahre ins Gefängnis. Die Öffentlichkeit ist empört, und der „Lokal-Anzeiger“ stellt die provozierende Frage: „Und wie viele Menschenleben werden noch gemeingefährlichen Halb- und Dreiviertelirren geopfert werden?“

Die Akten zu diesem Fall sind noch heute im Archiv erhalten.



Soldat für einen Tag

Das Geschäft von Wilhelm Klauss in der Roelckestraße 175/Ecke Lehderstraße in Berlin-Weißensee ist eine typische Kolonialwarenhandlung, eine Mischung aus Delikatessengeschäft und Tante-Emma-Laden. Im August des Jahres 1915 ist das Warenangebot allerdings nur noch dürrig, denn die Versorgungslage nach fast einem Jahr Krieg lässt zu wünschen übrig. Als Klauss einberufen wird, führt seine 35-jährige, unverheiratete Schwester Martha, die zusammen mit ihm in der kleinen Wohnung hinter dem Laden lebt, das Geschäft allein weiter.

Am Morgen des 31. August 1915 will eine Nachbarin bei Martha Klauss einkaufen, doch das Geschäft ist geschlossen. Sie geht in den Flur, um an der Wohnungstür zu klingeln. Zu ihrem Erstaunen ist die Tür einen Spalt offen. Sie tritt in den Korridor, und als ihr Blick in den Lagerraum hinter dem

Laden fällt, stockt ihr der Atem. Martha Klauss liegt in einer Blutlache leblos am Boden.

Am selben Vormittag steht ein schwächlicher blonder junger Mann in der Artilleriestraße (der heutigen Tucholskystraße) in der Spandauer Vorstadt vor dem Schaufenster eines Militariahändlers. Seit Tagen bewundert er die Fliegeruniform im Schaufenster. Vor einigen Tagen hat er sich nach dem Preis erkundigt, aber seine Ersparnisse haben für die Anschaffung nicht gereicht. Nun hat er das Geld beisammen. Er geht in den Laden und probiert das ersehnte Prachtstück an. Es sitzt ausgezeichnet.

Zurück zu Martha Klauss: Tatzeit und Todesursache sind schnell festgestellt. Die Frau ist am Abend des 30. August 1915 zwischen 20 und 21 Uhr, also nach Geschäftsschluss, durch 18 Stiche mit einem dolchartigen Messer getötet worden. Offenbar hat Frau Klauss noch Hilfe holen wollen,

In dem Geschäft von Wilhelm Klauss ereignet sich im August 1915 ein schreckliches Verbrechen.

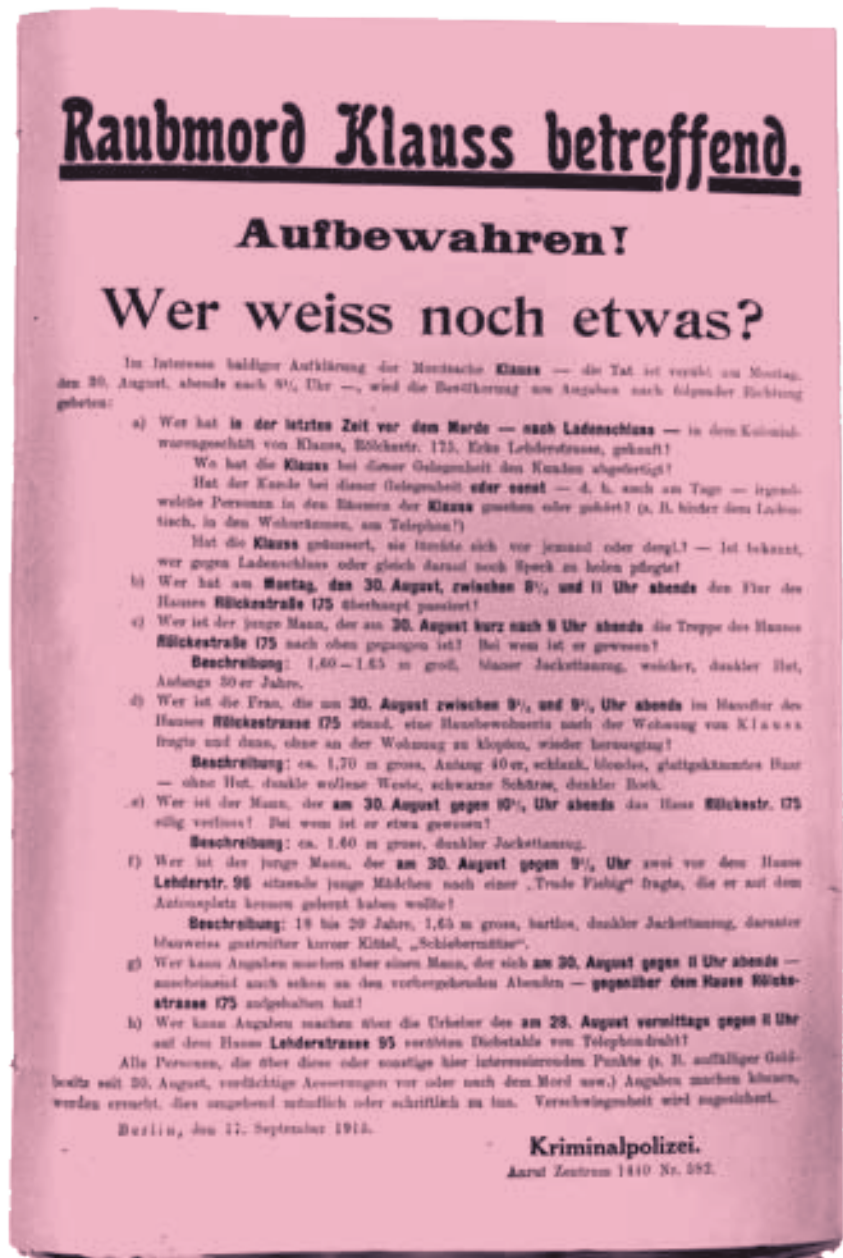


denn sie besitzt, seinerzeit ein seltener Luxus, ein Telefon. Das Kabel ist durchgeschnitten, der Hörer hängt nur halb in der Gabel. Alles deutet darauf hin, dass sich das Opfer energisch gegen seinen Angreifer zur Wehr gesetzt hat. Der Täter muss sich also stark mit Blut besudelt haben. Zweifellos handelt es sich um Raubmord, denn die Wohnung ist durchwühlt.

Die Routinearbeit der Polizei beginnt. Sowohl die Hausbewohner als auch die Kunden und Lieferanten von Martha Klaus werden vernommen. Flugblätter mit den wichtigsten Fragen werden gedruckt und in allen Häusern der Nachbarschaft verteilt.

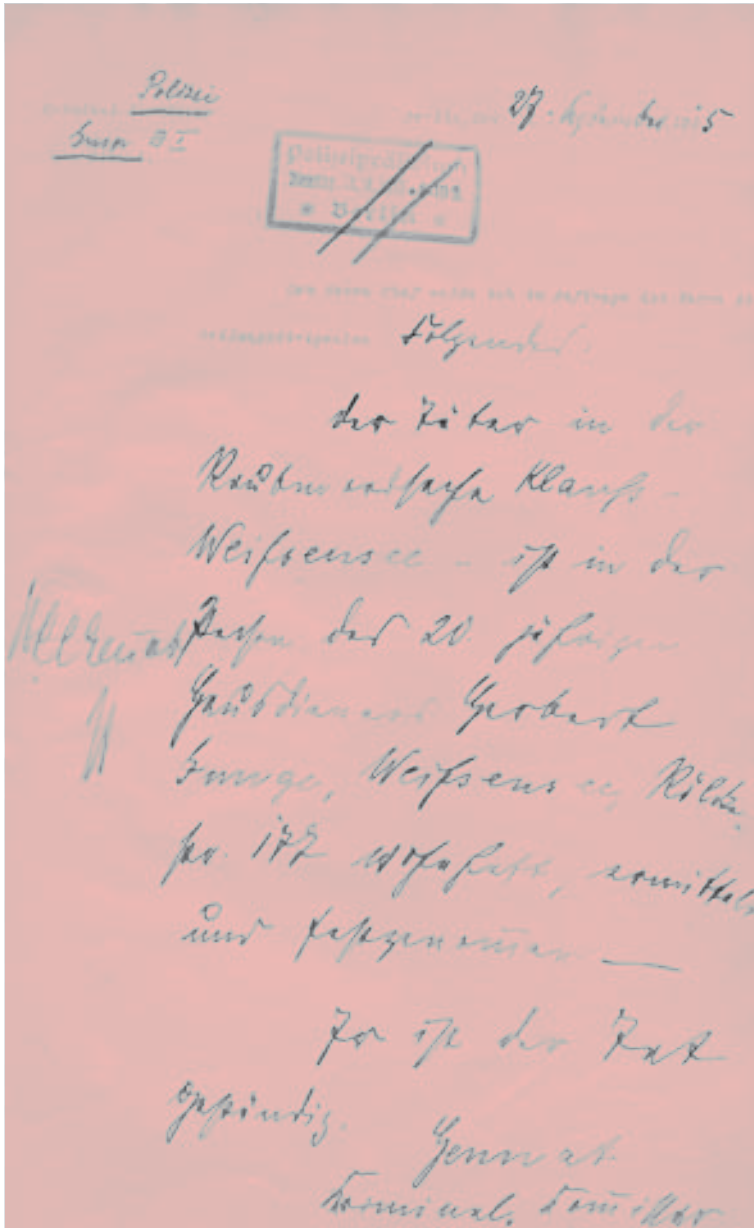
Unverzüglich wird Wilhelm Klaus von seiner Einheit nach Berlin geholt. Mit seiner Hilfe kann zwar rekonstruiert werden, dass der Täter neben der Ladenkasse aus der Wohnung etwa 1000 Mark und eine goldene Uhr gestohlen hat, einen konkreten Verdacht vermag aber auch er nicht zu äußern. Im Sommer verkauft seine Schwester oft auch noch nach 20 Uhr etwas an die „Laubenpieper“ aus der nahe gelegenen Kolonie. Die klingeln dann an der Wohnungstür, doch Martha öffnet nur, wenn sie die Leute kennt. Dass seine Schwester einen Fremden eingelassen haben könnte, schließt Wilhelm aus.

Rote „Mordplakate“ an den Litfaßsäulen bitten die Bevölkerung um Mithilfe bei der Aufklärung



Auch mit Handzetteln sucht die Polizei nach dem Mörder.

des Verbrechens und rufen dazu auf, blutbefleckte Kleidung, die irgendwo gefunden wird, bei der Polizei abzuliefern. Am folgenden Tag bringen zwei Männer einen fast neuen, aber stark mit Blut verschmutzten Uniformrock der Jugendwehr, einer paramilitärischen Jugendorganisation, den sie in der Jungfernheide gefunden haben, ins Polizei-



Kommissar Ernst Gennat meldet dem „Herrn Chef“ Junges Verhaftung.

präsidium. Eine erste Spur? Nicht wirklich, denn solche Uniformen gibt es zu Tausenden. Ihre Träger können unmöglich alle überprüft werden. Dennoch will die Kriminalpolizei herausfinden, welche jungen Männer aus der Nachbarschaft der Jugendwehr angehören und welche seit dem Mord zum Militär eingezogen worden sind.

in Widersprüche und behauptet, er habe den schon stark abgetragenen Uniformrock verbrannt. Die blutverschmutzte Jacke wird ihm vorgelegt, er muss sie anziehen – sie sitzt wie angegossen. Junge gerät nun derart aus der Fassung, dass er ein Geständnis ablegt. Er beteuert aber, dass er Martha Klauss nicht habe

Die Beamten bringen schnell in Erfahrung, dass ein junger Mann aus der Nachbarschaft, der Vizefeldwebel Herbert Junge, erst vor wenigen Tagen zu einer Fliegerabteilung einberufen worden ist. Die Recherchen bleiben jedoch erfolglos. Ein Herbert Junge ist in keiner Fliegerabteilung bekannt. Das Misstrauen der Ermittler ist geweckt, und sie schreiben Junge zur Fahndung aus.

Wenig später kommt endlich Bewegung in die auf der Stelle tretenden Ermittlungen. Zwei Jugendwehr-Kameraden von Herbert Junge melden sich bei der Polizei. Vor zwei oder drei Tagen sei Junge ihnen in Weißensee begegnet, erzählen sie. Er habe mit einer goldenen Uhr geprahlt, vom Kauf einer Uniform erzählt und ihnen ein ganzes Bündel Banknoten gezeigt. Dabei ist sei doch arbeitslos!

In der Wohnung seiner Eltern in der Roelckestraße 177 wird Herbert Junge schließlich verhaftet. Die Durchsuchung seines Zimmers bringt ein regelrechtes Lager an Uniformen und anderen militärischen Ausrüstungsstücken an den Tag. Herbert Junge gibt zwar zu, seit einigen Wochen unberechtigt eine Fliegeruniform zu tragen, den Mord an der Kolonialwarenhändlerin bestreitet er indes energisch. Bei der Haussuchung fällt den Beamten auch die Hose einer Jugendwehruniform in die Hände, zu der die entsprechende Jacke fehlt. Nun verstrickt sich Junge